

JACQUELINE SHEEHAN
Das Glück eines einzigen Tages

Buch

Rocky Pelligrinos Ehemann Bob ist erst zweiundvierzig Jahre alt, als sie ihn tot in ihrem gemeinsamen Badezimmer findet. Von diesem Moment an verändert sich Rockys Welt für immer. Sie gibt ihre Karriere als erfolgreiche Psychologin auf und verlässt ihre Heimat, um nach Peaks Island zu gehen, einem kleinen Fleckchen Erde an der Küste von Maine, wo sie noch einmal von vorn anfangen möchte.

Eines Tages trifft sie auf Lloyd, einen großen schwarzen Labrador Retriever. Mit einem hölzernen Pfeil, der ihm in der Schulter steckt, stolpert Lloyd in Rockys Welt – es ist der Beginn einer unvergleichlichen Freundschaft. Die Suche nach den Hintergründen von Lloyds schrecklichem Unfall und seinem Besitzer führt Rocky zu Hill Johnson. Und obwohl sie guten Grund hat, dem attraktiven Mann zu misstrauen, fühlt sie sich zu ihm hingezogen. An den unbekanntem Ufern von Peaks Island merkt Rocky schließlich, dass Trauer sich wandelt ... und dass man wahre Freude finden kann, dort, wo man sie am wenigsten erwartet.

Autorin

Jacqueline Sheehan wuchs in Neuengland auf und lebt heute in Massachusetts. Sie arbeitet als Autorin und Psychologin. Außerdem leitet sie verschiedene Schreibseminare. Neben ihren wundervollen Romanen hat sie bereits zahlreiche Essays und Artikel veröffentlicht.

Von Jacqueline Sheehan bei Blanvalet bereits erschienen:

Ein Hauch von Ewigkeit (37586)

Jacqueline Sheehan

Das Glück eines einzigsten Tages

Roman

Übersetzt
von Barbara Röhl

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Lost and Found« bei Avon, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juni 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2007 by Jacqueline Sheehan

Published by arrangement with Jacqueline Sheehan Inc.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Redaktion: Anita Hirtreiter

HS · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38004-6

www.blanvalet.de

Rebecca Elfrieda Sheehan

1912–2005

1. Kapitel

Bob hatte die weiße Kunststoffschachtel gestern Abend auf der Küchentheke stehen lassen, und jetzt roch es nach Fett und Fisch. Als Rocky den Karton hochhob, bildete sich darunter eine Ölpfütze. Ihr Mann aß Frittiertes, wenn die Kombination aus salzig und fettig die einzige Möglichkeit war, die aufgestaute Traurigkeit zu lindern, unter der er litt, wenn er den ganzen Tag über den Besitzern von Haustieren schlechte Nachrichten überbracht hatte. »Ihr Hund hat ein gutes, langes Leben gehabt, und sein Krebs ist weder durch eine Operation noch durch Chemotherapie zu heilen. Seine Nieren versagen. Was soll ich Ihrer Meinung nach tun?« Der Blick auf den Inhalt der Schachtel verriet ihr, dass Bobs Tag gestern schlecht gelaufen und sein Brummeln beim Schlafengehen das Ergebnis dieser Selbstmedikation mit der schlimmsten Sorte Fast Food gewesen war. »In dem Laden wechseln sie das Fett nur einmal die Woche«, hatte sie ihn gewarnt.

Einmal waren sie in Irland gewesen, und für Bob war es das Highlight der Reise, als er erfuhr, dass die Iren für den Kraftausdruck schlechthin eine höfliche Umschreibung gefunden haben, die raffiniert um einige wenige Buchstaben verschoben war. Als Bob ei-

nen Ladenbesitzer in Sligo zum ersten Mal »Oh, das ist aber be...scheiden!« ausrufen hörte, hatte er aufgemerkt. »Bescheiden?«, hatte er gefragt. »Ist das etwas, das man vor seiner Mutter sagen kann?«

»Klar, solange Sie es nicht *über sie* sagen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Aber sagen Sie vor Ihrer alten Dame niemals ›besch*ssen««, erklärte er und sprach den Ausdruck mit seinem singenden irischen Tonfall aus. Seitdem sagte Bob, die Welt sei »bescheiden«, wenn er leicht angefressen war, meist gegenüber seinen Patienten, den Katzen und Hunden, die zu ihm kamen. »Das ist eine bescheidene Schande, Simon, mit Antibiotika kommt das allerdings schnell wieder in Ordnung.« Aber wenn er zutiefst empört war, dann war die Welt vollkommen »besch*ssen«. Wenn er traurig war, weil ihn zu viele alte Golden Retriever träumerisch und verzeihend angesehen hatten, während er ihnen die Todesspritze setzte, ging er los, um sich »besch*ssene« frittierte Muscheln von Johnny's Drive-in zu holen.

Rocky warf die weiße Schachtel in den Müll. Sie war auf dem Weg in die Uni, doch sie erinnerte sich an ihr Versprechen, neue Socken zu bestellen, wie sie sie abends im Haus trugen. Es ärgerte sie, dass Bob so darauf beharrt hatte. Und dabei hatten sie erst die erste Maiwoche. Wieso konnte er sich nicht die Zeit für den Anruf nehmen? Und warum ausgerechnet jetzt? In zehn Tagen war das Semester vorbei, dann hätte sie Zeit für so etwas, nicht im Moment. Sie begann sich

ihre Argumente für den Streit zurechtzulegen, den sie anfangen wollte, weil Bob einfach davon ausging, sie würde anrufen. Sie würden den Streit beim Abendessen austragen.

Sie nahm das schnurlose Telefon und tippte gerade die 0800-er Nummer von Land's End ein, als sie aus dem Bad im ersten Stock einen dumpfen Knall hörte. Sie sah vor sich, wie er sich die Zähne putzte, einen nach Kaffee duftenden Urinstrahl in die Toilette entließ oder sich rasierte, aber keines dieser vorhersehbaren Morgenrituale konnte das Geräusch erklären.

»Guten Morgen. Mein Name ist Priscilla. Nennen Sie zunächst Ihre Kundennummer«, sagte die Stimme am Telefon. Rocky drückte das Gespräch weg, ging, den Kopf zur Seite gelegt, die Treppe hinauf und horchte dabei auf ein weiteres Geräusch, das das erste erklärt hätte. Das Telefon noch in der rechten Hand stieg sie die Stufen hoch und trat durch die Tür ihres Schlafzimmers.

Sie rief nach ihrem Mann, und der hohle Klang des Hauses traf sie wie ein Schlag in die Magengrube. »Bist du da drin okay, Bob? Hast du etwas fallen lassen?« Sie versuchte, die Badezimmertür zu öffnen, aber etwas war dahinter verkeilt, so dass sie die Tür nur ein, zwei Zentimeter weit aufdrücken konnte. Außer Bob selbst befand sich darin nichts, was einen solchen Widerstand leisten konnte. Ob er in Ohnmacht gefallen war? Sie schob die Tür auf, drückte seinen Körper zurück und fragte sich, ob sie die 911 anrufen sollte oder sich blamieren würde, wenn ihm nur kurz schwindlig gewor-

den war. Als die Tür so weit offen stand, dass sie den Kopf hineinstecken konnte, sah sie seine offenen, blicklosen Augen und tippte die Notrufnummer ins Telefon ein. Dann federte sie in den Knien, warf sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür und stürzte so heftig ins Bad, dass der Riegel der alten Tür sich in ihrer Hose verfang, sie am Oberschenkel aufriss und über ihre Haut kratzte. Sie warf sich zu Boden und legte zwei Finger der linken Hand an seinen Hals. Rocky hatte früher als Bademeisterin gejobbt; schon seit der Highschool und während der ganzen Collegezeit und ihres Studiums. Ihr altes, zehn Jahre jüngeres und in einen Badeanzug gekleidetes Ich sprang von dem weißen Bademeisterstuhl. Jemand ging ans Telefon, und Rocky legte den Apparat neben Bobs Kopf, damit sie ihre Antworten schreien konnte. »Nein, er atmet nicht. Ja, ich kenne mich mit Herz-Lungen-Wiederbelebung aus. Nein, ich werde Ihnen nicht weiter zuhören. Ich mache es jetzt, ich reanimiere ihn. Schicken Sie einfach schnell jemanden her. Bitte.«

Sie beatmete ihn. Zunächst bog sie seinen Kopf zurück, drückte ihm die Nase zu, legte dann die Lippen fest über seinen Mund und blies ihren Atem hinein. Das linke Auge behielt sie offen, um festzustellen, ob sich seine Brust hob. Sie schmeckte Pfefferminzzahnpasta. An Bobs Hals klebte noch Rasiercreme; an dem Teil, den er nicht gern rasierte und den er sich daher bis zuletzt aufhob. Ihr Hirn hörte zu funktionieren auf und dachte nur noch Dinge wie *Die Haustür ist offen, weil ich*

die Katze hinausgelassen habe, deswegen können die Sanitäter herein, und ich brauche nicht aufzuhören, für Bob zu atmen. Ihr Körper übernahm die Kontrolle. Sie drückte mit dem Handballen leicht auf die linke Seite seines Brustbeins und traf auf erstaunlichen Widerstand. Bobs Brustkasten war plötzlich unnachgiebig und der flüssigen Eleganz beraubt, die er durch seine Körpergröße und Ungezwungenheit ausstrahlte. Fünf Mal drücken und dann wieder ein Atemzug, stimmte das? Sie sah auf ihre Uhr. Wie viel Zeit war inzwischen vergangen? Sie hätte die Treppe hinaufrennen sollen, nicht gehen. Wie lange atmete er schon nicht mehr? Sein wunderbares Gehirn brauchte Blut. Wo zum Teufel blieb der Krankenwagen? Sie wollte nicht diejenige sein, die sein Herz zusammendrückte und Atem in seine Lunge blies; das sollte jemand Erfahrenerer mit medizinischer Ausbildung tun. In den vielen Sommern, in denen sie als Bademeisterin gearbeitet hatte, hatte sie nie wirklich ein Opfer reanimieren müssen, und nun fragte sie sich, ob sie es überhaupt richtig machte.

Der junge Polizist mit dem kurz geschorenen Haar traf als Erster ein.

»Gut, gute Technik«, sagte er und hockte sich über Bob. »Ich übernehme die Herzmassage.« Er kniete sich neben ihn und drückte mit dem Handballen schockierend fest auf seine Brust. »Wie lange reanimieren Sie ihn schon?« Er legte die Mütze auf die Badematte. Sein Haar war mit der Schneidemaschine so kurz geschoren, dass seine helle Kopfhaut hindurchschien.

»Keine Ahnung. Vielleicht zehn Minuten. Brechen Sie ihm nicht die Rippen. Er ist Tierarzt und muss heute noch arbeiten.« Der junge Polizist warf ihr einen kurzen Blick zu, und seine Augen reflektierten das morgendliche Licht merkwürdig, so dass sie den Eindruck hatte, eine Flutwelle überlaufe seine Iris.

Die Sanitäter trafen ein, und nur Sekunden später drückten sie ihm Elektroden an die Brust, die seinen Körper zucken ließen wie eine Stoffpuppe. Als sie ihn in den Krankenwagen luden, rannte Rocky zu ihrem Wagen und folgte ihnen. Genau wie der Krankenwagen überfuhr sie jede rote Ampel. Als das Team in der Notaufnahme ihn übernahm, wartete sie darauf, dass jemand die erlösenden Worte sprach. »Wir haben ihn, er ist wieder da!« Und dann könnte sie ihr Leben weiterführen, genau wie vorher, bevor sie angefangen hatte, Socken bei Land's End zu bestellen. Dass Bob sich weigerte, in seinen Körper zurückzukehren, machte Rocky fassungslos und verängstigt, und sie sorgte sich, dass er verloren sein könnte, gerade außerhalb ihrer Reichweite. Der instinktive Drang, nach ihm zu suchen, war überwältigend stark.

Sie sah von außerhalb des Raums zu – sie hatte darauf bestanden, zuschauen zu dürfen –, wie sie wieder und wieder versuchten, sein Herz auf elektronischem Weg zum Schlagen zu bewegen. Sie beatmeten ihn, und Rocky spürte das Kratzen des Schlauchs, der Luft in seine Lunge zwang, in ihrem eigenen Hals. Eine Krankenschwester kam heraus. »Er hatte einen schwe-

ren Herzanfall«, erklärte sie. »Nimmt er Medikamente? War er in letzter Zeit krank?«

»Nein.«

»Wie alt ist er?«

»Zweiundvierzig.«

Sowohl die Krankenschwester als auch Rocky blickten auf, als ein Mann in blauer Krankenhauskluft aus dem Raum kam, in dem Bob lag und sich partout nicht rühren wollte.

»Sind Sie seine Frau?«

Rocky fühlte sich schwach auf den Beinen und wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Am Kopf des Arztes vorbei sah sie auf die Wanduhr und stellte fest, dass seit Bobs Zusammenbruch zwei Stunden vergangen waren. Die Zeit hatte ihren Ablauf verändert, während sie darauf gewartet hatte, dass Bob zurückkam, dass sein Herz mit einem Mal wieder zu schlagen begann. Sie behandelten ihn schon zu lange, das ging ihr in diesem Moment auf.

»Ja, ich bin seine Frau.«

»Würden Sie sich gern setzen?« Er besaß ernste Züge, klare Augen und sandfarbenes Haar, und seine Augen waren von ersten Fältchen umgeben.

»Ich möchte mich nicht so weit von ihm entfernen«, sagte Rocky. Ihr wurde klar, dass ihre Stimme zitterte, und sie presste die Lippen zusammen, um diese Vibrationen, die ihren ganzen Körper durchliefen, zu unterdrücken. Sie wünschte, der Arzt würde ihr eine Decke anbieten. Ihr war genauso kalt wie damals, als sie lang-

laufen gewesen waren und die Dunkelheit sie überrascht hatte, obwohl sie noch eine Stunde von ihrem Wagen entfernt waren. Als sie den Rückweg geschafft hatten, hatte sie unkontrollierbar gezittert. Aber dieser Arzt würde ihr nichts Wärmendes anbieten.

Sie saßen auf zwei Stühlen auf dem Gang. Rocky hatte es abgelehnt, in das sogenannte Angehörigenzimmer zu gehen, weil das unheilverheißend klang. Auf dem hell erleuchteten Gang fühlte sie sich sicherer. Der Arzt sprach über Bobs Herz. Die untere linke Herzkammer, die wie dichtes Narbengewebe wirke, habe versagt, und erklärte ihr, wie lange es her war, seit sie keine Gehirnaktivitäten mehr aufgezeichnet hatten.

»Er ist tot, oder?«

Der Arzt zuckte nicht mit der Wimper und wandte den Blick nicht ab. »Ja. Wenn wir ihn jetzt vom Beatmungsgerät nehmen, wird sein Herz nicht weiter schlagen. Sein Gehirn schickt keinerlei Impulse mehr in den Körper.«

Der Arzt wartete auf Rockys Reaktion. Nun war sie an der Reihe, und sie hätte am liebsten die Leuchtstoffröhren zerschlagen und sich versteckt. Sie wartete, bis er erneut das Wort ergriff.

»Der Polizist hat mir erzählt, dass Sie Ihren Mann reanimiert haben, als er kam. Er hat gesagt, Sie wären großartig gewesen und hätten für Bob alles getan, was Sie konnten.«

»Warum ist er dann tot, wenn ich so verdammt großartig war? Angeblich funktioniert das doch!«

Der Arzt versuchte, nicht zusammenzuzucken, doch er sah aus, als mache ihm die Richtung, die diese Art von Verhör nehmen könnte, Sorgen.

»Es gibt ein trauriges kleines Geheimnis um die Herz-Lungen-Reanimation. In den meisten Fällen funktioniert sie nämlich nicht. Sicher, sie rettet Leben. Sie wirkt toll bei Kindern, die gerade ins Schwimmbecken gefallen sind. Aber bei Herzanfällen stirbt der Patient in achtzig Prozent der Fälle trotzdem, selbst wenn man es schafft, das Herz wieder zum Schlagen zu bringen.«

Rocky fragte sich, warum sie das nicht gewusst hatte. Wann hatte sie zum letzten Mal einen Auffrischungskurs in Reanimation absolviert? Und hätte es etwas ausgemacht, wenn sie das gewusst hätte?

»Das ist jetzt die Stelle, an der ich Sie bitte, ihn von der Beatmungsmaschine zu nehmen, oder?«

Der Arzt nickte.

Eine Krankenhausgeistliche setzte sich leise auf einen Stuhl auf Rockys anderer Seite und fragte sie, ob sie jemanden anrufen wolle. Sie wollte nicht.

»Aber ich möchte Sie bitten, etwas anderes für mich zu tun. Würden Sie vor der Tür bleiben, damit niemand hereinkommt? Ich möchte allein mit ihm sein.« Sie blieb bei Bob, während die Beatmung abgeschaltet wurde, und stand noch eine halbe Stunde bei ihm, bis seine Haut abzukühlen begann. Am liebsten wäre sie zu ihm auf die Trage geklettert und hätte sich an ihn geschmiegt. Doch sie war nur in der Lage, unbequem ein Bein hochzulegen und auf dem anderen auf Zehen-

spitzen zu balancieren; Bob lag genau in der Mitte, und der Platz reichte nicht für ihren ganzen Körper.

Der Polizist, der auf dem Gang gewartet hatte, versuchte sie zu trösten. »Sie haben das mit der Reanimation gut gemacht«, erklärte er. »Deswegen ist er nicht gestorben. Bei mir steht's null zu fünf.«

»Was meinen Sie?«

»Ich habe schon fünf Mal versucht, jemanden zu reanimieren, und keiner hat es überlebt«, sagte er tief-ernst. Unter anderen Umständen wäre sein Versuch, sie zu trösten, komisch gewesen, aber jetzt fühlte sie sich nur hinters Licht geführt.

»Ich dachte, das würde immer funktionieren«, gab sie benommen und mit trockenem Mund zurück.

Sie verließ das Krankenhaus und trat in den Sonnenschein, der so strahlend war, dass sie ihre Augen beschatten musste. Dieser Tag hatte so unbewusst, so automatisch begonnen, im Moment spürte Rocky hingegen jeden Kiesel unter ihren Füßen, jedes Zucken in den Blättern des Azaleenbusches auf dem Parkplatz, als hätte der Tag sie in Stücke gerissen und blutend zurückgelassen. Nachdem sie ihr Auto gefunden hatte, kletterte sie auf den Rücksitz und schloss die Tür ab. Dann krümmte sie sich zusammen wie ein Fötus, zog sich den Autoatlas über den Kopf und schluchzte so heftig, dass der Wagen bebte.

Ihre gemeinsamen Freunde und das Personal aus Bobs Praxis scharten sich um Rocky und planten die Trauer-

feier. Sie ließ ihn verbrennen, wie er es sich gewünscht hatte.

»Ich will nur nicht, dass er sich fürchtet oder traurig ist. Ich habe Angst, er könnte allein sein. Was ist, wenn er nicht weiß, wo er ist?«, flüsterte Rocky ihrer Mutter beim Trauergottesdienst zu, die aus Kalifornien eingeflogen war und ihr jetzt die Hände ums Gesicht legte. »Er weiß, wo er ist, Liebes. Verwirrt sind nur wir anderen.«

Die Urne stand mehrere Wochen auf der Küchentheke, bis sie die Kraft aufbrachte, seine Überreste ihrer letzten Ruhestätte zuzuführen. Sie stellte fest, dass es ihr nicht besonders gefiel, sie im Haus zu haben. Der Gedanke, dass Bob in Asche verwandelt war, spendete ihr keinen Trost. Das Zeug in dem Metallgefäß hatte nichts mit ihm zu tun. Sie machte einen großen Bogen um seine Überreste und bäugte sie misstrauisch.

Er war zweiundvierzig gewesen, und sein Körper war an genau den richtigen Stellen weicher geworden. Ein paar Haare waren aus seinen Ohren gesprossen, und auf seiner Brust wuchs eine noch zählbare Menge weißer Haare. Rocky wäre zufrieden damit gewesen, diese fast unmerklich langsamen Veränderungen noch weitere dreißig oder vierzig Jahre zu beobachten. Sie war fest davon überzeugt gewesen, dass sie noch so viel Zeit hatten. Der Arzt hatte ihr erklärt, das Herz ihres Mannes sei durch eine schlechte Kombination aus schadhafte Genen und den Folgen einer nach der

Hauruck-Methode durchgeführten Bestrahlung vorgeschädigt gewesen; Letzteres in seinen Teenagerjahren, lange bevor Rocky ihn kennengelernt hatte. Damals hatte er Krebs gehabt und war so massiv bestrahlt worden, dass man es wahrscheinlich noch in Albany hätte messen können. Aber wie durch ein Wunder wurde er von dem Schlimmsten, das sie sich vorstellen konnten, geheilt, und der Rest seines Lebens hätte leichter verlaufen sollen. »Das Schwerste habe ich schon hinter mir«, pflegte er zu sagen. »Alles andere wird einfach.«

Als sie schließlich von ihm träumte – als sie wieder lange genug schlafen konnte, um überhaupt einen Traum zu haben –, war sie weder traurig noch ängstlich. In ihrem Traum schlief Bob in einem Feld, und Rocky war ihm so nahe, dass sie eine Schlaffalte an seinem Nasenflügel erkennen konnte. Er sah aus, als befände er sich an einem Ort der Erholung, in einer speziellen Rehabilitation für Tote, wo er sich langsam in formlose Gedanken verwandelte. »So ist es nach dem Tod, ich habe es gesehen«, erklärte sie ihrer Mutter später am Telefon. Sie war sich sicher, dass sie eine ganz private Vorschau auf den Ort erhalten hatte, an den Menschen nach ihrem Tod gehen. Nachdem sie aufgewacht war, zog sie sein Kissen übers Gesicht und sog seinen Duft ein, und das Grauen darüber, zurückgelassen worden zu sein, stürzte erneut auf sie ein.

Sie wusste, dass es Zeit war, die Asche loszuwerfen; und sie war sich sicher zu wissen, was Bob sich gewünscht hätte. Oder hatte er das nur im Scherz ge-

sagt? Selbst nach acht Jahren Ehe hatte sie manchmal das verräterische Zucken eines Augenlids vermisst, das Sarkasmus oder Ironie anzeigte. Doch sie fand, dass er sich bezüglich der Feuerbestattung klar ausgedrückt hatte. Er hatte erklärt, er habe schon genug Leichen gesehen; Körper von Hunden, Katzen, Pferden, Leguanen, Nymphensittichen, von allen. Und ohne den Geist sei auch der Körper erledigt. Als er das sagte, hatte er im Bad gestanden und Rocky beim Baden zugeschaut.

»Wir recyceln doch, oder? Wir bündeln unsere Zeitungen und bringen sie zum Recyclinghof, wo große Lastwagen sie wegfahren, und dann werden sie gemahlen und zu einer anderen Art Papier verarbeitet. Zerleg mich in meine Bestandteile, wenn ich sterbe. Mach mich zu Staub, Knochenmehl und Pflanzennahrung.« Sie hatte ihm gern dabei zugesehen, wie er sich nackt ereiferte und sein schlaffer Penis hin- und herschwang, während er mit der Zahnbürste gestikuliert.

Nun, das war ziemlich eindeutig gewesen, und sie hatte nicht allein darüber zu entscheiden brauchen. Rocky wusste Bescheid. Nachdenklich machte sie nur die Frage, was sie mit seiner Asche anfangen sollte. Hatte er wirklich ernst gemeint, was er bei mehreren Gelegenheiten gesagt hatte?

»Wirf mich in die Fritteuse, in der die besch*ssenen gebackenen Muscheln gemacht werden! Wäre das nicht etwas? Verstopf die Maschinen. Ruf das Ordnungsamt! Da würde ich der Öffentlichkeit noch einen Dienst erweisen.« Bob behandelte das Restaurant mit seinen

fetttriefenden Speisen wie einen Drogendealer; das Lokal war verachtungswürdig, solange er keinen Heißhunger auf sein Angebot hatte.

Rocky fuhr zu Johnny's Drive-in. Die Asche stand, auf zwei kleine Plastiktüten verteilt, neben ihr auf dem Beifahrersitz. Es war Nachmittag, und der Besitzer spielte auf dem städtischen Platz Golf, wie so oft. Es war allgemein bekannt, dass der Eigentümer selten arbeitete, und er hatte sich Bob gegenüber bei einer Tollwutimpfung damit gebrüstet, dass Nachmittage zum Golfspielen und nicht zum Arbeiten geschaffen seien. Sie steckte die Beutel in ihre Jackentaschen.

»Ich komme von der Gesundheitsbehörde und muss eine Inspektion vornehmen«, log sie und ließ vor dem Schuljungen hinter der Theke kurz ihren Dienstausweis von der Universität aufblitzen. Sie trat um die Theke herum und öffnete die Tür zum Kühlraum.

»Sieht gut aus, alles scheint ausgezeichnet zu sein.« Sie kritzelte etwas auf einen Notizblock. Ein Kunde trat herein, und der Junge achtete nicht mehr auf Rocky. Sie trat direkt an die Fritteuse. Noch nie war sie einem solchen Gerät so nahe gewesen und fand, dass es bedrohlich wirkte. Wahrscheinlich waren die Schüler, die hier arbeiteten, in Gefahr. Sie zog die beiden Beutel aus den Taschen und leerte Bobs Überreste in die Fritteuse.

Die Becken mit Fett flammten auf, als Bob hineinrieselte. Der Junge an der Theke drehte sich um und sah sie an.

»Alles in Ordnung hier. Ich überprüfe nur die Frit-teusen«, erklärte sie.

Nachdem jetzt die Überreste ihre Mannes frittiert waren, heiß und salzig, wollte sie nicht, dass Johnny das Öl gleich wechselte. Die Kunden, die kamen, um Trost in heißem, fettigem Essen zu suchen, würden Bobs allmächtige Süße kosten. Wenn sie traurig waren, weil ihr Hund eingeschläfert worden war, wenn sie die kurze Erleichterung durch eine salzige Köstlichkeit suchten, waren sie hier richtig.

Erst als sie durch den Seiteneingang in ihr Haus und in die Küche trat und die Urne auf die Seite gekippt auf der Arbeitsfläche liegen sah, wurde ihr klar, was sie getan hatte. Sie umklammerte die Urne und presste sie an ihren Bauch. Ein tiefes Heulen stieg aus ihr auf und schüttelte ihren Körper, als wären ihre Sehnen gerissen. Jeder Schrei ließ sie erbeben, bis sie sich fragte, ob ihr Genick davon brechen könnte. Schließlich lag Rocky mit der Urne auf dem Boden, sah vor sich, wie sich die Grenze ins Reich des Wahnsinns öffnete, und spürte einen verlockenden Sog.

2. Kapitel

Bei Bobs Tod war die Flanellbettwäsche seit einer Woche auf ihrem Bett gewesen. Nur eine Woche kostbarer Düfte war auf ihrem gemeinsamen Bett verblieben, eine Woche, in der sich sein Kopf tief in sein Kissen gedrückt und einen unsichtbaren Abdruck hinterlassen hatte. Sie wünschte, sie hätte sich zu Bobs Lebzeiten nicht so viele Gedanken darüber gemacht, die Bettwäsche regelmäßig zu wechseln. Seit dem Tag, an dem sie zusammengezogen waren – damals, als Rocky noch studierte –, hatten sie darüber gestritten, und dann weiter während ihrer gesamten achtjährigen Ehe.

»Wie schmutzig kann die Bettwäsche schon in ein oder zwei Wochen werden? Wir duschen, wir sind sauber. Wir sind doch keine Schäferhunde«, hatte er eingewandt.

Über vier Monate waren vergangen. Das Herbstsemester hatte begonnen, und Rocky hatte diese Jahreszeit immer geliebt. Aber jetzt konnte sie nur daran denken, Bobs Geruch auf seinem Kissenbezug zu bewahren. Mit den Laken war es nicht ganz das Gleiche, weil sich dort ihr Duft, ihre Hautzellen und ihr Haar hineinmischten; sie waren nicht rein Bob. Den Rest der Bettwäsche hatte sie widerwillig nach einem Monat ge-

wechselt, doch sein Kissenbezug war ungewaschen geblieben. Der Gedanke, sein Duft könne sich vollständig verflüchtigen, versetzte sie in Panik.

Jeden Morgen bedeckte sie das Kissen mit weißem Papier von einer unbenutzten Rolle, die sie sich bei der Lokalzeitung besorgt hatte. Sie stellte sich vor, dass die Hautzellen, die Bob in seinem unruhigen Schlaf verloren hatte, noch da waren, Teile seiner DNS, und sie wollte sie verzweifelt bewahren. Sie stellte sich winzige Zellen vor, Atome eigentlich nur, die auf dem Bezug verteilt waren, und wollte sie durch das Zeitungspapier schützen. Sie hatte ihr eigenes Kissen, aber Bobs Kissen lag daneben, und ein oder zwei Mal pro Nacht riskierte sie eine Berührung oder sog leicht die Luft ein, um während der langen Stunden, die vergingen, bis sie Schlaf fand, seinen Duft aufzunehmen. Ihr graute vor dem Tag, an dem der Kissenbezug seinen Geruch verloren haben würde. Das wäre schlimmer als sein Tod, oder so, als stürbe er noch einmal.

Sie behielt drei seiner Flanellhemden und einen grauen Kaschmirpullover. Den Rest seiner Kleidung stopfte sie in schwarze Plastiktüten und brachte sie über die Staatsgrenze nach New York. Sie wollte hier keine Menschen sehen, die seine Sachen trugen. Nicht dass sie ihnen etwas missgönnt hätte, aber sie wollte nicht, dass die ganze Stadt sich als ihr toter Ehemann verkleidete. Ihr toter Mann. Nicht der lebende.

»Wollen Sie eine Quittung für die Steuer?«, fragte die Angestellte in der Kleiderkammer der Heilsarmee.

Rocky sah die vier schwarzen Plastiktüten an, die von Bobs Kleidung ausgebeult wurden. »Das sind die Sachen meines Mannes. Er ist tot. Er hatte ein schwaches Herz. Ich wusste nichts von seiner Herzkrankheit.«

Sie wollte, dass die Angestellte alles über die Kleider wusste. Dass es nicht einfach Sachen waren, die jemand leid oder für die er zu dick geworden war. Die Welt würde nie wieder wie früher sein.

»Wollen Sie jetzt eine Quittung?«, fragte die Angestellte noch einmal mit ungeduldigem Unterton. Die Frau verlagerte ihr Gewicht auf die eine Hüfte und seufzte.

»Ja. Ich will eine Quittung.« Rocky spürte, wie die Kälte der Angestellten auf ihr Hirn eindrang und dann wie dickflüssiges Gift durch ihren ganzen Körper rann. Die nächsten drei Tage verließ sie das Haus nicht wieder.

Das Herbstsemester begann, und Rocky nahm ihre Tätigkeit an einer Universität in Westmassachusetts wieder auf. Sie arbeitete als Psychologin in der Beratungsstelle, und sie hielt zwei Wochen aus, bis der Direktor sie in sein Büro bat. Er fragte sie, ob sie noch Zeit brauche, und erklärte ihr, mehrere Studenten hätten berichtet, sie sei mitten in einer Therapiestunde aufgestanden und habe aus dem Fenster gesehen. Ein Student war anscheinend die vollen fünfzig Minuten geblieben und hatte Rockys Rücken angesehen, bevor er gegangen war. Sie erzählte dem Leiter von der An-

gestellten bei der Heilsarmee. Von Johnny's Drive-in sagte sie allerdings nichts.

»Das Merkwürdige an Ihnen ist, dass Sie von Verkäuferinnen erwarten, sie müssten Ihren Schmerz verstehen, statt sich Menschen zu öffnen, denen an Ihnen gelegen ist. Haben Sie wirklich geglaubt, eine Angestellte bei der Heilsarmee wäre ein mitfühlender Engel? Die Frau war wahrscheinlich müde und schrecklich unterbezahlt und fürchtete sich vor Ihrer Trauer. Wir alle fürchten uns vor anderer Leute Trauer«, meinte Ray Velasquez. Er war älter als Rocky und ging auf die fünfzig zu.

Rocky ergriff eine Partie ihres langen dunklen Haars und rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ich dachte, es wäre schon eine große Leistung, einfach in mein Auto zu steigen und zur Arbeit zu kommen. Aber ich weiß nicht mehr, warum irgendetwas davon wichtig ist. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich jemals therapiert habe. Es ist, als wäre mein Hirn gelöscht worden.«

Sie einigten sich darauf, dass die Universität ihr ein Jahr unbezahlten Urlaub gewähren und ihr ihren Arbeitsplatz bis zu ihrer Rückkehr garantieren würde. »Sie wissen aber, dass nach einem Todesfall die Arbeit manchmal unser bester Freund sein kann«, meinte er. »Sie kann einem eine Struktur geben. Sind Sie sich sicher?«

»Ich weiß gar nichts mehr, mir ist allerdings klar, dass ich in meinem jetzigen Zustand unmöglich jeman-

dem helfen kann«, erklärte sie. Sie verriet nicht, dass sie immer noch jede Nacht bis zwei Uhr morgens wach lag und um drei schon wieder nicht mehr schlafen konnte.

Sie arbeitete seit sechs Jahren mit Ray zusammen. Rocky hatte sich bei der Beratungsstelle der Universität vorgestellt, nachdem sie in den ersten Jahren nach ihrem Studium Probleme mit ihrer Privatpraxis bekommen hatte. Als die Krankenversicherungen mit ihr darum zu feilschen begannen, wie lange sie jemanden mit Depressionen oder Panikattacken, die ihn buchstäblich ans Haus fesselten, behandeln durfte, wurde ihr klar, dass sie ihren Beruf aufgeben würde, wenn sie weiterhin mit Versicherungsgesellschaften zu tun haben würde. Beratungsstellen an Universitäten jedoch boten Therapien an, und dabei spielten keine Krankenversicherungen mit, und zwischen Klient und Therapeut floss kein Geld. Die Universität zahlte Rocky ein Gehalt, das weit niedriger ausfiel als die Einkünfte einer Praxis, aber die Erleichterung darüber, sich nicht mit den Krankenversicherungen auseinandersetzen zu müssen, war unbezahlbar.

Bevor sie das Haus in den Ausläufern der Berkshire Mountains schloss und nach Osten an die Küste fuhr, schnitt sie sich als Letztes das Haar ab. Bisher hatte sie es lang wachsen lassen; teilweise aus Trotz gegen den Druck, professioneller, adretter aufzutreten, und teilweise, weil Bob und sie es gern so mochten. Wenn sie es offen trug, flatterte es wie eine gelockte dunkle Flagge.

Und wenn sie es flocht, hing der dicke Zopf zwischen ihren Schulterblättern hinunter.

Doch ohne Bob wurde ihr Haar traurig. Der Sommer war für ihr langes Haar schon immer die schlimmste Zeit gewesen; den größten Teil der schwülen Monate Juli und August verbrachte es zu einem festen Knoten zusammengedreht und von mehreren Haarstäbchen gehalten oben auf ihrem Kopf. Bei der Trauerfeier hatte sie es fest eingeflochten getragen, und schon da hatte es sich verkehrt angefühlt.

Der Honda-Kombi war vollgepackt; größtenteils Winterkleidung, ihr Bettzeug und Bobs Kissen. Obwohl die beiden viele Jahre lang Haustiere adoptiert hatten, hatten sie nur ein einziges besessen, das ständig bei ihnen lebte: Gremlin, den Kater. Das hatte ihnen erlaubt, vielen Tieren, die Bob mit nach Hause brachte – alle verzweifelt, alle verletzt – vorübergehend Zuflucht zu bieten. Gremlin hatte geholfen, diejenigen Tiere, die seine raue Zunge vertrugen, aufzupäppeln; sein Geschick als Pfleger war in der Tierarztpraxis berühmt gewesen. Nach Bobs Tod war Gremlin, ein rüstiger Zwölfjähriger, unruhig geworden und immer länger ausgeblieben. Schließlich war er Mitte August nicht mehr nach Hause gekommen. Rocky vermutete, dass am Ende marodierende Kojoten Gremlin erwischt hatten. Sie mussten ihn belauert und die geringste Veränderung in seiner Fähigkeit zum Weglaufen bemerkt haben. Andere Nachbarn in ihrer Straße hängten ebenfalls am Computer erstellte Suchanzeigen über ihre

entlaufenen Katzen auf. Die Kojoten waren gekommen und hatten aufgeräumt. Am liebsten hätte sie ihnen mitgeteilt, dass der Kater freiwillig gegangen war und sie so überschlau gar nicht gewesen waren. Gremlin war auf der Suche nach Bob gewesen. Tiere tun so etwas. Raubtiere und ihre Beute haben eine lebenslange Beziehung. Wenn Rehe oder Katzen ihre Kraft und Geschmeidigkeit verlieren, tun Raubtiere ihnen den Gefallen und schenken ihnen einen schnellen Tod. Rocky fragte sich, wer so etwas für sie tun würde, und beneidete den Kater. Sobald sie das dachte, fragte sie sich, ob es sich so anfühlte, wenn man die Grenzen der Realität überschritt – und würde es für sie auch so einen perfekten Ausweg geben wie Gremlins Abgang?

Rocky wünschte sich eine ganz eigene Zeremonie, um Bobs Tod zu würdigen. Sie knipste das Licht im Bad an und betrachtete ihr Spiegelbild. Die Trauerfeier war eine Zeremonie gewesen, ebenso wie die Trauerrede, die Bobs Kollege aus der Praxis gehalten hatte. Sie wollte auch eine. Manche amerikanischen Ureinwohner schnitten sich bei einem Todesfall das Haar ab; so viel Haar, wie in einem Jahr wuchs, ungefähr fünfzehn Zentimeter. Doch sie beschloss, dass Bobs Tod mehr als ein Jahr Trauer wert war. Sie schaute in den Spiegel, fasste ihr dicht gelocktes dunkles Haar mit der einen Hand und schnitt es auf Kinnhöhe ab. Dann hielt sie das abgeschnittene Bündel in der Hand und sah den Gegenwert von vier Jahren Trauer herabhängen. Aber das Abschneiden ihres Haars hatte nichts an dem

metallischen Geschmack geändert, den sie seit Bobs Tod im Mund spürte, oder die Art, wie sich ihre Sinne verändert hatten, als gehörten sie jemand anderem.

Bob hatte einmal gesagt, sie hätte afrikanisches Haar. »Nein, wirklich«, hatte er erklärt. »Der italienische Teil deiner Familie hatte wahrscheinlich Vorfahren von der anderen Seite des Mittelmeers. Das erscheint nur logisch.«

Sie musste ihm zustimmen und stellte sich vor, wie alte Seebären aus ihrem Stammbaum vielleicht an der nordafrikanischen Küste gelebt hatten, wo sich Schweiß, Sperma und reife Eizellen sowie der genetische Code für Haar, das niemals glatt sein würde, vermischt hatten. Ihr Vater allerdings war ziemlich empört über diesen Gedanken gewesen, und Bobs kühle, klinische Aussagen über ethnische Gruppen, die Grenzen überschritten, hatten ihn verunsichert.

Sie schnitt alles auf Kinnlänge ab, worauf ihr dunkles Haar sich ihr erwartungsvoll entgegenstreckte, so dass sie noch mehr abschnitt und auch oben kürzte. Danach erkannte sie sich nicht mehr richtig wieder. »Ich habe keine Ahnung, wer du bist«, flüsterte sie dem Spiegel aus so großer Nähe zu, dass sie einen Dunstring auf dem Glas hinterließ.

Dann fegte sie ihr Haar auf, steckte es in eine Papiertüte und kippte es in ihren Garten. Sie fühlte sich nicht so zum Unkrautjäten bemüßigt wie sonst im September. Dieses Jahr sah sie es anders.

»Ich möchte, dass es von Anfang bis zum Ende ohne

Unterbrechung wächst«, erklärte sie ihrem Bruder, der kam, um sich den Schlüssel zu holen.

Es war abgemacht, dass Rocky sich bei Caleb melden würde, sobald sie eine Bleibe gefunden hatte. Die beiden waren nur zwei Jahre auseinander, und seit Bobs Tod war er ihr kaum von der Seite gewichen.

»Ich fahre dich, dann kannst du noch mehr mitnehmen«, erbot er sich, während er zusah, wie sie ihr Haar in den Garten warf.

»Nein. Alles, was ich brauche, passt in meinen Wagen. Vermiete das Haus, wenn du kannst, und schick mir die Hälfte der Mieteinnahmen. Ich schreibe dir«, erklärte sie und rieb sich über das frisch geschorene Haar. Ohne sein Gewicht fühlte sie sich nackt.

Caleb bückte sich und riss ein Bündel Fingerhirse aus, das drohte, ein verkümmertes Häufchen Chrysanthemen zu ersticken. »Hör mal, ich habe Mom versprochen, mit dir zu fahren. Sie macht sich Sorgen um dich. Du weißt ja, wie sie nach Dads Tod war, und sie findet, dass du kurz vor der Klapsmühle stehst.«

Calebs Stimme verriet, dass der Rollentausch mit seiner Schwester ihm unangenehm war. Sie war diejenige gewesen, die ihn getröstet und zum Weitermachen ermuntert hatte, als er wie alle Kinder mit Lernschwierigkeiten in Förderklassen abgeschoben worden war. Rocky hatte ihn verteidigt, als aggressive Schüler versucht hatten, ihn auf dem Pausenhof wegen der Förderstunden zu verspotten. Aber dafür hatte er sie auf mehr als eine Art dazu inspiriert, etwas über das

Gehirn zu lernen, über die Funktion des Gedächtnisses und darüber, warum Traumata manche Menschen an der Gurgel packen, während andere langsam und stetig hindurchpflügen wie ein Schleppkahn.

Caleb besaß das gleiche dichte Haar wie Rocky, nur dass seines heller war. Als Kind war er beinahe goldblond gewesen. Sein schwieriger Umgang mit dem Arrangieren von Zahlen und seine grottenschlechte Rechtschreibung sollten schließlich vor seinem genialen Umgang mit Farbe und Kunst und einer Bereitschaft, hart zu arbeiten, verblassen. In den warmen Monaten strich er Häuser an, und im Winter arbeitete er in seiner Töpferwerkstatt und stellte Tonfiguren von Musikern her, die Saxophone und Trompeten bliesen. Rocky nahm ihre Lieblingsfigur mit, die sie in ihre Bettdecke wickelte und auf den Beifahrersitz legte. Es war eine Frau, die sich unglaublich weit zurücklehnte, während ein unsichtbarer Wind ihr Haar wehen ließ. Ihre Finger lagen auf den Klappen eines Saxophons, und ihre Augen waren ekstatisch zusammengepresst.

»Ihr wollt, dass es mir besser geht, aber vielleicht passiert das ja nie. Ich bin jetzt einfach so«, erklärte sie.

Sie legte die Hand auf seinen Ärmel und drückte ihm den Arm. Sie standen sich zu nahe, um sich ständig zu umarmen, und außerdem spürte Rocky schon lange, dass es Caleb unangenehm war, wenn sie es versuchte. Bob hatte ihr das erklärt.

»Das liegt daran, dass er dich wahrscheinlich mit vierzehn unter der Dusche beobachtet hat und nicht



Jacqueline Sheehan

Das Glück eines einzigen Tages

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38004-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2013

Wenn ein Verlust der Auftakt zu einem neuen Leben wird ...

Als ihr Mann stirbt, verändert sich die Welt der 40-jährigen Rocky auf einen Schlag für immer. Sie gibt ihre Karriere als Psychologin auf und verlässt ihre Heimat, um auf eine kleine Insel zu ziehen – eine Million Meilen entfernt von allem, was ihr jemals etwas bedeutet hat. In Peaks Island angekommen, begegnet sie einem schwarzen Labrador. Mit einem hölzernen Pfeil, der ihm in der Schulter steckt, stolpert Lloyd in Rockys Leben. Es ist der Beginn einer unvergleichlichen Freundschaft zwischen einer Frau, die an einem gebrochenen Herzen leidet, und einem verwundeten, liebenswerten Tier ...